

## Bildende Kunst.

### Ueber Michel Angelo's Moses in Rom.

Um welche Zeit eigentlich Buonaroti dieses Bildwerk, das Neuere höher schätzen als seine Gruppe: „Die Kreuzabnahme“, erschuf, weiß man nicht genau. Um 1504, da Julius II. noch lebte, soll er dessen Denkmal in San Pietro in Vincoli, worauf der Moses steht, schon entworfen haben. Er war damals mit Arbeiten aller Art in Florenz beschäftigt, da ihn allmählig Päpste und Fürsten mit den Bauwerken, Bildwerken und Gemälden ihrer Monumente beauftragten. Man weiß indeß bestimmt, daß unter Adrian VI. so Mausoleum als Statue fertig und errichtet wurden, und daß er bald darauf, im sechszigsten Jahre, die kolossale Idee seines Weltgerichtes der Sixtina gebar, die ihm so unbegrenzten Tadel und so unbegrenztes Lob, nebenbei aber aller Welt Bewunderung zuzog. Er wußte das und sagte es vorher. Es war der Dichter Dante, ein eben so kühner als heterogener Geist, der durch seine divina Comedia den Meister zu all' diesen Schöpfungen inspirirte.

Ich weiß es nicht, was in der Figur dieses kolossalen Moses so große Wirkung hervorbringt. Man empfindet das, was man vor ihr empfindet, in keiner einzigen Statue des Alterthums, noch der Mitwelt, und es ist, als ob in ihr, wie in Buonaroti's Werken allein, die eiserne Kraft des Meißels waltete. Phidias, Athenodor, Canova und Thorwaldsen haben gegen ihn mit Federn gebildet, weich, schön, kräftig selbst, wie man's nur wünschen kann, aber nicht so übernatürlich, so fremd, so einer Riesenwelt angehörig. Betrachte nur einer die Arme dieses Moses mit ihrem Nerven- und Muskelausdruck, oder die Gubeisen-Stirn mit den Hörnern und Augenbrauen — der Farnes'sche Herkules kann dagegen nicht ankommen. In dem Gesichte ist die Ruhe eines Gottes, der über dem Donner steht, wenigstens gelassen in des Blüthes Flamme vom Sinai steht, um welchen die Israeliten lagern. Ein ellenlanger Bart, ein monströses Meisterwerk eines Haarträuers in Marmor, wird von der rechten Hand, die die Tafeln des Gesetzes hält und auf das rechte Knie stützt,

abseit gezogen, während die Linke, mäßig geballt, auf dem faltenreichen Gewande der Hüfte ruht.

Wie es kommt, daß der Moses eine Art kurzer Beinkleider mit Strümpfen trägt, die jedoch nur aus Leinwand oder umgewickeltem Zeuge bestehen, darüber habe ich vergeblich nachgedacht. Man sieht die Füße nur nackt, so weit die Sandalen gebunden werden. Die Draperie ist keine der besten; Michel Angelo war nur stark im Nackten oder in der Composition überhaupt, sofern sie die Stellung der Figuren belangt, die er ganz in seiner Gewalt hatte.

Der Moses scheint in dem Augenblicke dargestellt zu seyn, wo er, von der Erscheinung verlassen, die Tafeln der zehn Gebote den Israeliten bringen will. Er erblickt mit Aerger und mit Staunen, aber auf Gott vertrauend, das Volk im Thale, das goldene Kalber anbetet. Ich wenigstens habe mir die Statue in diesem Augenblicke gedacht und die große, stolze Ruhe bewundert, mit welcher der israelitische Führer sein Werk überdenkt. Man sieht's ihm an, er ist dem Volke Jahrhunderte vorgegangen und seines Erfolges gewiß. Nebenbei muß man dem Bildner das große Compliment machen, daß er seinen eigenen Unglauben zugleich in der Figur ausdrückt, denn wenn man sie tiefer durchschaut, findet man, daß der ganze Moses nur der orientalische Weise ist, welcher auf der Höhe des Berges nicht Gott gesehen hat, sondern Gott gesehen zu haben vorgeben will. Ich glaube diesen Michel Angelo'schen Unglauben in allen seinen Werken gefunden zu haben. Entweder ist es Spott, den er versteckterweise sich erlaubt hineinzumischen, oder Satyre, oder höhere philosophische Wahrheit. Von ihm kann man sagen, es hat ihn seine Zeit nicht ganz begriffen, er stand über ihr. Er war selbst ein Moses unter den Israeliten, die das goldene Kalb verehrten.

Die Statue des Moses steht in der Mitte des Monuments, welches Julius II. in Rom errichtet wurde. Man wird es nicht leicht in der abgelegenen Kirche suchen, wenn man fremd dort ist und durch die Straßen geht, die glänzenden Mauern zu bewundern. Raphael Montelupo, Buonaroti's Schüler, hat die Umgebung angefertigt.

Victor Lenz.

## L i t e r a t u r.

The means of ameliorating India, deduced from personal observations. More especially the useful employment of British subjects and capital in that country. By A. Graham. Glasgow, J. Reid & Comp. 1835 XI. u. 111 S.

Die ostindischen Besitzungen der Britten, auf eine fast wunderbare Weise erworben, die Quelle großer Reichthümer und wohl das wichtigste Triebrad der Handelsthätigkeit des merkwürdigen Inselreiches, befinden sich gegenwärtig, in Bezug auf den Zustand und die Wohlfahrt ihrer Einwohner, in einer Lage, die weder von den wohlwollenden weisen Maßregeln Englands für seine fremden Gebiete, noch von seiner philanthropischen Tendenz zeugt. Wir müssen dieß daher nothwendig den verschiedenartigen, größtentheils einseitigen, unrichtigen Ansichten zuschreiben, die der britischen Regierung mitgetheilt worden, denen oft Handelsinteresse ein beliebiges Colorit zu geben weiß, und die selten das Gepräge lauterer Wahrheit tragen.

Das obgenannte, in jeder Hinsicht interessante Werkchen verräth nicht nur einen Britten, dem die Ehre seines Volkes sehr theuer ist, sondern auch einen Menschenfreund, der während seines langjährigen Aufenthalts in Indien Beobachtungen angestellt, wie dem vollreichen indischen Lande aufzuhelfen sey, wie sich England diese hochwichtigen Besitzungen sichern und zugleich der unerläßlichen Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Landstrich sich entledigen könne, aus welchem so unermessliche Schätze gezogen werden. Die Wahrheitsliebe des Verf. ist nicht zu verkennen, eben so wenig seine Menschenliebe, beide färben jedes seiner Worte, und diese werden bei ihrer milden Anspruchslosigkeit gewiß dem Zwecke des edlen Mannes ersprießlich werden.

Im ersten Kapitel erfahren wir, wie englische Kaufleute zuerst festen Fuß am Ganges fassen konnten, und zwar im Jahre 1654. Unter den Händen Broughton's, eines Arztes, zu Surat wohnend, genas die Tochter des Kaisers Shah Jahan zu Agra, und die kaiserliche Dankbarkeit offenbarte sich dadurch, daß Broughton die für seine Landsleute erbetenen Handelsfreiheiten gestattet wurden. Von Agra ging dieser Patriot an den Hof des Nabobs von Bengalen, wo seine Heilkunst den Engländern große Lokal-Vortheile und Vorrechte erwarb. Als den Engländern von mogulischen Fürsten und Aurangzebe der Befehl erging, das Land zu verlassen, rettete sie die Hab- und Eifersucht der Fürsten, welche sich den ihnen durch den englischen Handel erwachsenden Gewinn nicht entgehen lassen wollten. Die ihnen im Jahre 1715 er-

theilten Privilegien erlangten sie ebenfalls durch einen edlen Wundarzt, Namens Hamilton, der den Kaiser von einer Krankheit befreite, die seine Aerzte nicht zu heilen vermochten.

In den Kriegen waren die Engländer besonders glücklich; der plötzliche Tod eines Hauptfeindes, oder die Empörung seines vertrautesten Bundesgenossen, verschaffte ihnen leichte Siege und große, nicht mehr zu widerrufende Verwilligungen. Durch die Schlacht von Plassey, mit 3100 gegen 68,000 Mann gewonnen, kam England in den Besitz des Scepters von Indien. Die Tapferkeit und der Scharfsinn Hydur Ali's konnte nur eine Zeitlang den Strom des Mißgeschicks, der sich über Indien ergoß, hemmen, als ein neuer, der letzte Krieg ausbrach. Der Bund der Mahratta-Fürsten rückte mit einem Heere von 217,000 Mann gegen 116,000, unter welchen nur 13,000 Europäer waren, in's Feld; er wurde besiegt und die Fürsten entthront. Der Friede und die britische Gerechtigkeit wurde im ganzen indischen Reiche gepriesen, aber das englische Gouvernement war nicht fähig, die inneren Quellen des so ausgedehnten Landes zu erkennen und zu benutzen, das nothwendig ist, um Wohlhabenheit und Glückseligkeit wieder herzustellen. Die ungereimtesten Ansichten über den Reichthum Indiens sind noch in England vorherrschend, und werden von den Reisenden, die Calcutta, Madras und Bombay besuchen, und von den dortigen Beamten unterhalten. „Aber“, ruft der Verf. aus, nachdem er ein schönes Gemälde des Lebens und Treibens in diesen Städten (26 Kap.) gegeben, „verlassen wir die Scenen europäischen Pomps und Wichtigkeit, die verfeinerten Kreise der Reichen und gesellen wir uns zu den unglücklichen, verarmten und verderbten Einwohnern der Halbinsel Deccan, oder irgend eines Theils von Indien, und wir werden bald gewahren, wie falsch und ungereimt alle solche Meinungen von dem Reichthume unserer morgenländischen Besitzungen sind.“

Diesem kann am wirksamsten abgeholfen werden, (3tes Kap.), wenn die Eingeborenen im Land- und Seidenbau unterrichtet werden, und die Zahl der Schulen und der Missionaire vermehrt wird. Der Seidenbau verspricht auf der Halbinsel Deccan größere Vortheile als selbst in Italien oder Frankreich.

Der Boden in einigen Theilen Indiens ist besonders dem Anbau der Baumwollenstaude günstig (46 Kap.) und könnte, wenn man die amerikanische Weise der Behandlung derselben befolgte, mit der amerikanischen wetteifern. Zucker, Indigo, Kaffee, Dete, Federharz, Cochenille, Thee, Zimmet, Eisen bedürfen nur der Pflege kunstvoller, betrieb-

samer und reicher Engländer, um das Land und England zu beglücken. Glashütten, die im westlichen Indien ganz unbekannt sind, so wie Steingut-Fabriken, Wind- und Wassermühlen mußten angelegt und der englische Pflug und die Dreschmaschine eingeführt werden. Die Geschicklichkeit und größere Schnelligkeit der Indier im Erben des Leders wird beschrieben.

Im Schlußkapitel (dem 5ten) wird die Vermehrung und Verbesserung der Schulen eifrig empfohlen; die Assembly's School zu Calcutta zählt jetzt schon 550 Jügelinge, die erfreuliche Fortschritte machen. Die englischen, schottischen und amerikanischen Missionaire werden sehr gelobt und ihre Kenntniß der indischen Sprachen selbst von den Eingeborenen bewundert. Die Schilderung des Aberglaubens der Hindus und des Einflusses der Braminen ist höchst betrübend. Das Christenthum allein kann diesem Uebel abhelfen und die Bande zwischen Indien und Großbritannien befestigen. „Durch die mächtige Triebfeder des Aberglaubens hoffen die listigen Braminen alle Klassen gegen uns aufzuregen und unsere Macht zu zerstören; es erscheine einmal eine sogenannte, verheißene Incarnation der Gottheit siegend unter ihnen, wenn sie von uns entfremdet worden sind und unser so großes Reich im Osten wird wanken und zusammenstürzen.“ Diese wahren, gutgemeinten Worte des Verfassers verdienen die höchste Beachtung der englischen Regierung.

Der typographischen Schönheit des Werckchens muß noch schließlich verdientes Lob ertheilt werden.

Sketch of the political career of the Earl of Durham by J. Reid. Glasgow, 1835, Reid & Comp. IV. u. 400 S.

Es ist ein lobenswerther Gedanke des Herrn Herausgebers, eine Skizze der politischen Laufbahn des Grafen Durham durch Zusammenstellung der von dem volksbeliebten Manne seit zwanzig Jahren über so mannigfache Gegenstände der öffentlichen Wohlfahrt gehaltenen Reden zu geben, diese Sammlung durch Bemerkung der Data, der Veranlassung und der Resultate bei jeder Rede einigermaßen zu verbinden, und somit, so viel es möglich war, ein Ganzes zu bilden. Der unbefangene Beurtheiler ist durch diese Redensammlung besser in den Stand gesetzt, des Grafen erste Grundsätze zu erkennen, ihre unveränderte gleichförmige Entwicklung, seinen ruhigen, sicheren und unverwandten Blick nach dem vorgesteckten Ziele der

Volksvertheidigung, wie auch von außen her die buntfarbigen Parteien sich gestalteten, wie auch er selbst angefeindet worden.

John George Lambton, geboren am 12. April 1792, wurde zum Baron Durham den 29. Januar 1828, Viscount Lambton und Earl of Durham den 15. März 1833 ernannt; er begann sein öffentliches Leben 1813 in einem Alter von 21 Jahren. Den 12. Mai 1814 erschien er zuerst in dem House of Commons, den Antrag des Herrn Bynn wegen einer Adresse an den Prinz-Regent zur Verwendung für die Norweger unterstützend; der Erfolg dieser Rede, obgleich von Mackintosh und Lord Russell bekräftigt und belobt, war ungünstig. Unererschrocken sehen wir Durham in den folgenden zahlreichen Auftritten dem Edlen stets sein Wort leihend und dasselbe mit würdevoller Haltung vertheidigend. Ueberall hören wir gewichtige Worte wie folgende ertönen:

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Privilegien der englischen Kirche ihr mehr Leid als Gutes zufügen; diese Vorrechte haben ihren Dignitarien große zeitliche Macht und großen Reichthum verliehen, aber sie haben ihnen den Vorrang entzogen, den sie sonst in der Liebe derer genossen hätten, deren geistige Angelegenheiten ihr Hauptaugenmerk seyn sollte“ (21. März 1834, S. 323). „Viel, ich weiß es, ist noch zu thun, und soll mit Euerer Hülfe gethan werden; aber ich glaube nicht, daß Alles in unseren Institutionen so schlecht und verdorben sey, als diese Adresse es darstellt. Mein Zweck ist nicht, zu zerstören und wieder aufzubauen, sondern zu verbessern. Ich halte dafür, daß in unserer Regierungsform ein so hoher Grad von Freiheit zu finden als in irgend einem Lande der Welt, und so viele rationelle Freiheit als irgend ein Volk unter der Sonne genießen kann oder genießen sollte“ (14. October 1834, S. 349). — „Ich sage Euch, Gentlemen, daß es jenem berühmten Zauberer (Michael Scott), von dem uns der große Meistersänger (W. Scott) erzählt, daß er die diese Stadt (Melrose) überhangenden Hügel getrennt habe, eben so unmöglich seyn würde, sie zu vereiniggen, als irgend einem andern Scott des heutigen Tages, die Grundsätze der Freiheit umzustürzen und die Herrschaft des Toryismus herzustellen (3. Nov. 1834, S. 376). — „Dieser große Befehlshaber (Wellington) wird indeß finden, daß es leichter war, Badajoz und Ciudad Rodrigo als dem Volke die Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen“ (19. Nov. 1834, S. 393).

Es kann nicht fehlen, daß Durham, vom Volke geliebt, von manchen Parteien gehaßt wird, aber auch muß

jeder unbefangene Leser dieser Neben gestehen, daß sich eben so gut das erste rechtfertigen läßt, als das zweite oft unvermeidlich ist.

Die Ausstattung ist ganz dem Werke angemessen.

Illustrations of social depravity. Vol. II. (Nr. 4. 5. 6.)  
Glasgow, J. Reid & Comp. 1834.

Die Verderbtheit in dem englischen gesellschaftlichen Leben zu zeigen, die niederen Klassen des Volkes auf ihren wahren Standpunkt im Staate und auf die Nothwendigkeit einer intellektuellen Ausbildung aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Illustrations, zu denen mehrere Verfasser mitwirkten und ihre Beiträge bald in Form von Erzählungen, bald in der von Versuchen liefern.

Nr. 4. The merchant and mechanic, by a Lady,  
76 S.

zeugt von einer sehr gewandten Feder, die oft geistreiche Bemerkungen macht, aber mit sehr caustischer Dinte schreibt. Der Verfasserin kann man gewiß nicht den Vorwurf machen, den Bulwer (The Student) dem unvergeßlichen W. Scott macht: want of sympathy with the great herd of men, nur ist die Dürbheit durch nichts gemildert und sollte nicht ausnahmsweise da stehen, indem der Absicht, das Streben in den Armen zu erwecken, rationelle Geschöpfe zu werden, auf diese Art sicherlich nicht entsprochen wird. Wie könnte folgender Ausspruch (S. 11) begründet erscheinen? „Kings, I believe, are not known to act from attachment or personal friendship, because they are trained with the notion that a free and manly intercourse is the death of power.“

Das Lesen solcher Schriften muß unausbleiblich Haß erregen, und die Brust, in welcher diese Pest wüthet, kann nimmer für Beredelung empfänglich werden.

Auch ist die Novelle nicht frei von auffallenden Unwahrscheinlichkeiten: die 13jährige Fanny zeichnet das Portrait Mirabeau's sehr ähnlich, nicht nach einem Vorbilde, nein, nachdem sie — sich mehrere Tage mit der Analyse seines Charakters beschäftigt! und um das Wunderkind zu vollenden, wird sie in eben dem 13ten Jahre leidenschaftlich eingenommen für — Phrenology?

Diese Passion scheinen unsere 13jährigen Töchterchen nicht zu kennen.

No. 5. What are the Rabble? By a Lady. 83 S.

Dieser Versuch ist offenbar von der Verfasserin der vorgeannten Erzählung; dieselbe Leichtigkeit des Stils und oft dieselbe Heftigkeit, doch mehr Wahrheit. Die Definition ist gut begründet; der Gegenstand der Abhandlung ist übrigens für England und Schottland höchst wichtig, in welchen Ländern es, wie die Verfasserin richtig bemerkt, einen standing rabble giebt.

No. 6. The landed interest, by G. Winter. 86 S.

Der Verf. giebt unter dem Gewande einer recht wackeren Erzählung ein treues Bild der in's Verderben führenden Mißgriffe mancher landed proprietors; die Darstellung ist natürlich und das Ganze gut durchgeführt.

H. M. Melford.

Die Waldenser. Ein Roman von H. König. Zwei  
Theile. Leipzig, bei Brockhaus. 1836.

Als die „hohe Braut“, das erste Werk, durch das der Verfasser der Lesewelt bekannter wurde, erschien, ward ihm — vorzüglich von Seiten der zahlreichen Mitbewerber um dieselbe — viel Beifall gesendet, aber wiewohl die „Braut“ manche Schönheiten hatte, so war es doch auch nicht zu leugnen, daß es Partien gab, wo nur das Auge des Verliebten darüber wegsehen konnte. Uebrigens war es ein kluger Gedanke des Autors, die Freiheit zur „Braut“ zu wählen. Ihrer Verehrer sind viel, und die enthusiastischen darunter sind die, welche am wenigsten für sie passen. Die Wahl war folglich eine glückliche und wir wünschen — hoffen aber kaum — daß die gegenwärtigen Stoffes denselben Beifall finden dürfte. Haben wir in der eben geäußerten Besorgniß Recht, so geschieht dem Autor von der Lesewelt Unrecht. Die „Waldenser“ stehen der „hohen Braut“ ganz gleich, sowohl in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Im Ganzen ein blühender Styl, gelungene Zeichnung der männlichen Charaktere, gute, wenn auch nicht eben besonders tiefe Reflexionen, und einzelne ziemlich ergreifende Situationen. Als Mängel sehen wir eine hin und wieder beschwerlich werdende Breite, unnütze, in das Ganze wenig eingreifende Begebenheiten, mangelhafte weibliche Charakterzeichnung, und gewaltig gedehnte Dialogen, in denen manchmal ungewöhnliche, nicht eben glücklich gewählte Ausdrücke auffallen. Am besten hat uns die Darstellung der Sinnesweise der Anhänger Peter Waldo's zugesagt, auch haben uns einzelne Charaktere, besonders die Schilderung des kriegerischen Fürststabs von Fulda und die des alten Langenschwarz sehr gefallen. Die Verbrennungsscene des Letztern ist ebenfalls sehr ergreifend geschildert. Auf alle Fälle ist der Roman unter die besten in jetziger Zeit erschienenen zu rechnen, und das Talent des Autors für dergleichen unbestreitbar, was man indessen in Bezug auf die kleinere Novelle, von dem Verfasser nicht sagen kann. —

Druck und Papier sind sehr gut.

G. v. Wachsman.